

Erfreulicherweise berichtete der PROGRESS-Film-Verleih noch rechtzeitig genug das – insgesamt doch etwas dürftige – Angebot der XXI. Sommerfilmwoche der DDR um einige internationale Streifen, so daß letztlich ein größeres Angebot an sommerlicher Kinokost '82 zur Verfügung stand. Von der DEFA gelangte außer dem mißratenen Kriminalfilm „Familienbande“ (siehe auch UZ 26/82) noch ein zweiter, ebenso wenig gelungener Beitrag auf den Kinamarkt: „Das Fahrrad“ (Regie Evelyn Schmidt). Im Mittelpunkt dieser nach einem Szenarium von Ernst Wenig gedrehten Gegenwartsgeschichte steht Susanna,

Rückblick auf das Sommerkino-Filmprogramm

alleinstehende junge Mutter, eine „Frau, die mit ihren rund 30 Jahren noch immer ein „Pechvogel“ ist, viele Chancen nicht nutzt. Ihr ganzes Leben ist ausgefüllt mit eintöniger Arbeit, Kind versorgen und gelegentlichen „Diskobesuchen“ (Evelyn Schmidt). Daß es solche Schicksale gibt und daß Isolierung von der Gesellschaft auch zu gesetzlichen Konflikten führen kann – hier ist es ein Versicherungsbetrug – will ich nicht bestreiten, nur: Mit bloßen Illustrationen, oftmals konfus und unmotiviert anmutenden Zustands-schilderungen ist noch kein überzeugendes Kino zu machen. Weitergehend gelungen fand ich die von der Kamera (Roland Dresske) eingefangene Milieustimmung und –schicht. Sicher aber der einzige Pluspunkt gegenüber der „Familienbande“, zu der sich ansonsten ab des unreifen Szenariums – leider! – zu viele Parallelen zeigen: die vollständig-langweilige Beschreibung des Tagesablaufs, die z. T. etwas weltfremden, unecht wirkenden Dialoge u. ä. Mit „Lady Chatterleys Liebhaber“, einem nicht gerade anspruchsvollen Verschnitt des heute zu den Klassikern der erotischen Literatur zählenden Romans von D. H. Lawrence, eroberte sich dennoch ein Film mit magischer Anziehungskraft die Leinwand vieler Filmtheater. Auf die gesellschaftskritisch-satirischen Momente aus der literarischen Vorlage verzichtete der französische Regisseur Just Jaeckin in seiner englischen Verfilmung – er setzte vielmehr auf unverbindliches, nicht aber geschmackloses Erotik-Amüsement mit einem Hauch von Romantik und Nostalgie. Einfühlungsvermögen und handwerkliche Meisterschaft des Regisseurs – einst erfolgreicher Modelfotograf – zeigen sich in schönen Landschafts- und Naturschilderungen, mehr noch aber in den intimen Liebesszenen der Constance Chatterley (gut besetzt mit der hübschen Sylvia Kristel) und dem Wildheger Mellors (Nicholas Clay), so daß Langatmigkeit in den 100 Filmminuten beinahe gänzlich ausbleibt. Ein paar Längen mehr dagegen hatte der 1979 produzierte kanadische Streifen „Klondike-Fieber“ (Regie Peter Carter), entstanden nach Aufzeichnungen und Erzählungen Jack Londons. Der Film führt zurück in die Wälder Alaskas um 1897, als der Goldrausch Abenteuer aus aller Welt zum Klondike-River in der Hoffnung trieb, hier ihr Glück machen zu können. Dabei wird der gefährliche Weg Londons und seines Freundes Sloper von der Pazifikküste nach Dawson durchaus spannend beschrieben, obgleich sich Längen immer dann einstellen, wenn Auseinandersetzungen des gerechtigkeitsempfindlichen Jack mit seinen geld- und machthungrigen Gegenspielern ins Bildfeld rücken (durch die Hervorhebung unwesentlicher Details in Spannungssituationen). Unbedingt erwähnenswert auch an diesem Streifen: die optisch sehr eindrucksvollen Bilder. Obwohl als kommerzielle Dutzendware westlicher Filmproduktion einzuordnen, hätte ich mir dennoch mehr solcher marktlähigen Abenteuerfilme wie „Grünes Eis“ (Großbritannien) gewünscht. Regisseur Ernest Day inszenierte hier einen action-Film voller Spannung und perfekter Bilder (das Auge kommt voll auf seine Kosten) und besetzte ihn mit erstklassiger Schauspielerei. Die kurzgefaltete Fabel: Einem sympathischen und cleveren Elektrikingenieur (Ryan O'Neal) gelingt es, gemeinsam mit einer attraktiven, reichen Frau (Anne Archer) in die große Gangsterwelt einzudringen und schließlich den fiesem Boss eines Smaragdhandelsunternehmens (Omar Sharif) aus dem Weg zu räumen. Trotz manchen Einspruchs: „Grünes Eis“ war wohl noch am ehesten das, was man sich unter leichter, sommerlich-angenehmer Kinoparty-Unterhaltung für die ganze Familie vorstellen – nicht mehr und nicht weniger...

Frank Wetzel

Erst Sprecher, dann Schauspieler, später noch Regisseur



Maßgeblich war Dr. Bernhard Scheller mit an der Inszenierung von Jura Soyfers Volkstück „Astoria“ beteiligt.

Lehren und lernen

Dr. Bernhard Scheller – 20 Jahre Mitglied der Studiobühne

Er begeht ein seltenes Jubiläum. Wer ist schon zwanzig Jahre Mitglied einer Studiobühne? Bernhard Scheller ist es. Zwanzig Jahre im Poetischen Theater „Louis Färber“ der Karl-Marx-Universität. Trotzdem ist er für die Gruppe kein Methusalem, keiner, der mit Bildung – die er von hohem Rang besitzt – einschüchtert, keiner, der die Sprache der Eliten nicht mehr sprechen kann.

1962 fing es für ihn an: Theatermachen in der Freizeit. Zunächst vorwiegend als Sprecher – mit seiner vollendenden, nicht ganz glatten Baßstimme –, dann als Spieler – mit sympathischer, etwas kauziger Ausstrahlung –, dann als Regisseur –

zupackend in seinem Tun. Bei dieser Arbeit fanden wir zum ersten Mal auch persönlich näher zusammen: Nicht nur Mitspieler, sondern Mitarbeiter hieß unser Status bald, weil der Regisseur vom Berufstheater unabhängig wegen eigener Abendverpflichtungen absagen mußte. Danach zeigte sich Bernhard auch – für mich ein wenig überraschend, konnte ich doch seine grüblerische Veranlagung – im komödiantischen Volkstheater bestens zu Hause. Mit Jürgen Hart, damals schon „Academixer“-Chef, aber noch im Poetischen Theater der KMU, inszenierte er Jura Soyfers satirisches Komödienstück vom „Weltuntergang“. 1980 haben Bernhard und ich ver-

von seinem Einsatz für den Nachwuchs des Studententheaters.

Für ihn, der promovierter wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachbereich Anglistik und Amerikanistik der Seiltion Germanistik ist, heißt es Theater praktisch zu betreiben, einen Kreis zu schließen: den Kreis zwischen den Stationen wissenschaftlicher Lehre zur Dramatik, dem Publizieren über Dramatik und dem Ausprobieren von Dramatik durch ihre Inszenierung im Studententheater. Aus dem Gefühl heraus, eine Aufgabe von allen ihren Seiten zu lösen, findet er die Kraft, mit der sich ein so straffes Arbeitspensum durchhalten läßt.



Bernhard Scheller im Programm „Geschichte eines Unbekannten“, einem Erich-Weinert-Programm...



... und in „Philoctet“, das Stück, das 1974 gespielt wurde (Foto: Szene mit Burkhard Damrau). Fotos: Archiv

mit präziser, geistig ausgesuchtem Arrangement. Aber Bernhard Scheller hat das Studententheater unserer Universität nicht nur künstlerisch – man verzehle mir das Wortchen „nur“ – gefordert, sondern auch sozial, wenn man darunter die Gliederung der Individuen, die Formata ihres Umgangs miteinander versteht. Ohne ein intaktes Gruppenverhalten keine künstlerische Leistung.

Ich selbst bin erst dreizehn Jahre beim Studententheater und habe nur einen Teil von Bernhards Weg erlebt. Ich lernte ihn kennen als Regisseur von Shakespeares „Cymbeline“, bewunderte seine Kraft, ein so anspruchsvolles Stück mit einer so wenig zählbaren schreimenden Spieltruppe durchzustehen. Später erlebte ich ihn als Lappmann in Volker Brauns „Freunde“, das wir 1971 ausführen konnten. Seine Darstellung des Lappmann hat sich mir bis heute eingepreßt: Er spielte einen Arbeiter mit kauziger Bedachtsamkeit, zugleich ehrlich und

sucht mit „Astoria“ desselben Autors an diese Volkstheatertradition anzuknüpfen. Dazwischen lagen für Bernhard eine ganze Reihe ausgezeichnete Kammertheaterzentren, die keinen Berufsleitervergleich fürchten müssen: Die Zoogeschichte von Edward Albee, „Aussagen nach einer Verhaftung auf Grund des Gesetzes gegen Unsitlichkeit“ von Athol Fugard und „Maria“ von Irenaus Iredynski. Alle drei Inszenierungen fanden erstaunlich gute Resonanz weit über Leipzigs Grenzen hinaus. Mit der „Zoogeschichte“ erinnere ich mich an unerwartet stürmischen Beifall in Krakow (VR Polen) zu einer Sommerkursveranstaltung der Germanisten; die „Aussagen“ waren das Ereignis der 18. Arbeiterfestspiele in Wismar und „Maria“ noch in diesem Sommer Glanzpunkt im Ahrenshooper Sommertheater.

Die Aufzählung ist unvollständig und muß es auch bleiben, weil von Vielen zu berichten ist. Beispielsweise

Nicht zuletzt ist Bernhard durch die Tätigkeit als Präsidiumsmitglied des Nationalen Zentrums einer internationalen Amateurtheaterorganisation gefordert. Eine Forderung, die bei ihm aber nicht ausschließt, an den Geburtstag fast jedes Theatermitglieds mit einem Anruf, einer Karte, einem Besuch zu denken.

Ich frage ihn, provozierend mit der Furcht vor zunehmend materiellen Denken unter uns Zeitgenossen, was ihm denn das alles einbringe. Viel Ärger und viel Freude, Lehren und Lernen, bekomme ich zu hören. Was bereitet den Ärger? Die Studenten, die zwar im Rampenlicht stehen wollen, aber sich um das Schöpferische unserer Amateurtheaterarbeit begeben. Die zur Probe kommen und sagen: He, Regisseur, mach mal was mit mir, daß ich gut bin. – Er macht, aber ärgert sich. Glückwunsch zum Zwanzigjährigen, Bernhard! M. Hametner

Wissenswertes von A bis Am

Arbeit für Band I der Seemann-Künstlerlexika beendet

Die Arbeit am Band I des Allgemeinen Künstlerlexikons über bildende Künstler aller Zeiten und Völker wurde im E. A. Seemann-Verlag abgeschlossen. Er enthält von A bis „Am“ Wissenswertes über Maler, Grafiker, Vertreter der Plastik, Architekten, Kunsthandwerker, Angehöriger intermedialer Kunst sowie künstlerisch bedeutende Gebrauchsgüter, Designer und Landschaftende. Der Auftaktband soll anläß-

Neue Bücher

lich des 125jährigen Bestehens des renommierten Leipziger Kunstverlages Ende 1983 vorliegen. „Das Projekt wird sich voraussichtlich auf 30 Bände mit etwa einer halben Million Künstlernamen erstrecken. Die Artikel erscheinen in deutscher Sprache und ohne Abbildungen, während

das Vorwort und die Benutzungshinweise auch ins Englische, Französische, Russische und Spanische übersetzt sind“, teilte Verlagsdirektor Gerhard Keil.

Grundlage der Manuskriptbearbeitung bildet die Mitarbeit von über 300 Autoren aus annähernd 120 Ländern, die in einer zentralen Künstlerkartei laufend gesammelten Informationen und eine Spezialbibliothek. Als Leiter und Herausgeber fungiert der Kunstwissenschaftler Dr. Günter Meißner. Ein internationaler Lexikonbeirat, dem Wissenschaftler aus 18 Ländern angehören, sowie die Unterstützung von Experten aus Europa, Asien, Afrika und Übersee garantieren Vielfalt und Breite. Die künstlerische Gestaltung des Werkes liegt bei Gutenberg-Preisträger Prof. Gert Wunderlich von der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst.

Mit Lebensnähe, Wortwitz und verhaltener Ironie

Barbara Thalheim gastierte in der mb

Wer ihre Lieder kennt, weiß, mit wieviel Lebensnähe, Wortwitz und verbaler Ironie sie diese zu gestalten vermag. So wurden ihre Zuhörer auch am 20. September in der mb nicht enttäuscht, als Barbara Thalheim und Gruppe ihr nunmehr drittes Programm vorstellten. Unter dem Motto „Und keiner sagt: Ich liebe Dich“ ging die Liedermacherin Unebenheiten und Schwächen innerhalb von Partnerbeziehungen nach. Anlaß dafür waren Tonbandbefragungen zum Thema Liebe, Glück, Zweisamkeit, die wohlgedacht in das Programm einfließen. So waren die in den 90 Minuten gehörten Lieder und Texte nicht nur gewohnte Erscheinungsbilder vom Leben und der Partnerschaft, sondern vielmehr erschreckend Einsichten über das Umgehen miteinander.

Sowohl die Direktheit der Thalheim, solche Probleme zu benennen, die Gedankenleichte und Bildhaftigkeit ihrer Texte als auch ihre einprägsame Stimme fanden beim Publikum den verdienten Beifall. Da war jeder Ton ein Wohlklang, Lautes nie zu laut, Leises nie zu leise. Zum Wirken kam ein feines Gespür für das, was ihr und ihren Liedern gestalterisch angemessen ist. Ich meine, daß es nicht nur wohlthuend, sondern zugleich sehr nützlich war, an diesem Abend derartiges hören zu können.

Thelka Ehlers

Wer bist du, Adam?

Zur Rudolf-Hausner-Ausstellung im Museum der bildenden Künste

Diese Frage stellt man sich unwillkürlich bei der Betrachtung der Druckgrafiken, die der Österreicher Rudolf Hausner gegenwärtig im Museum der bildenden Künste in Leipzig ausstellt. Die mythologische Figur des Adam durchzieht das gesamte Schaffen des Künstlers, doch tritt sie uns nicht nur als erster Mensch entgegen, wie wir sie aus biblischen Überlieferungen kennen, sondern als Rudolf Hausner, oder Rudolf Hausner als Adam. So tritt er uns entgegen als „Adam bei sich“ (1968), „Adam sicher“ (1970), „Adam ruftäblich“ (1971), „Adam gegensätzlich“ (1971), „Adam explosiv“ (1973), „Adam zentral“ (1973), „Adam gestalten“ (1973) usw.

struktivismus, der Pop-Kunst unverkennbar, gepaart mit almersterlicher Akribie und unheimlicher Reinheit und Deutlichkeit manifestiert Hausner sein Adam-Bewußtsein mittels einer exzellenten Beherrschung und Ausnutzung modernster Druckverfahren. Leuchtkraft und Beiläufigkeit der Farben wie im „Baum der Lüste“ (1973) können den Betrachter schon faszinieren.

„Alle Adam-Bilder sind Spiegelbilder. Sie wurden mit Hilfe eines Spiegels gemalt und wollen wie Spiegel benützt werden. Obwohl alle Adam-Bilder die Gesichtszüge Rudolf Hausners tragen, ist ihre Verwendbarkeit zur Selbsterfahrung nicht auf ihn allein beschränkt...“ – so der Maler und Grafiker selbst.

Die Hausneersche Kunst bleibt unvollständig charakterisiert ohne einen Verweis auf die Lehre von Sigmund Freud, die für ihn mehr als nur eine Ingredienz ist. Wieland Schmid hat so Hausner als den „vielleicht ersten psychoanalytischen Maler“ bezeichnet. Neben Grafiken, die nur als reine Illustrationen zur Psychoanalyse Freuds bezeichnet werden können (dies ist nicht abwertend gemeint), bemüht Hausner visuelle Stimmungen und Gestesverfälschungen, die er aus dem Unterbewußtsein schöpft, ganz eingedenk des Fundamentalsatzes der (unstrittenen) Freudschen Liebestheorie: „Was ES war, soll ich werden“.

Nichts angeht Adam, aufmerksam beobachtet er, stets ist er gegenwärtig. Jederzeit, so meint man, muß sich die schmerzhaft vollzogene Erfahrung, die Beschlossenheit seiner Gesichtszüge in ein Ausbrechen, Eingreifen, in gar Dazwischenschlagen umsetzen. Doch der stille Mann bleibt passiv, stets allein. Gerade deshalb und eingedenk der fehlenden sozialen Dimensionen bleibt mir doch die Wirkabsicht vom Adam jedem Mann fragwürdig.

Dennoch, die ein- und ausdrucksvolle Kunst des Rudolf Hausner ist einmalig in ihrer Art, sie ist reich an Widersprüchen in ihren Bildgedanken und gerade deshalb nicht leicht zu rezipieren. Sie auszulesen heißt, sich ein einmaliges Kunsterebnis entgegen zu lassen. (Die Ausstellung wird noch bis zum 31. 10. gezeigt.)

Spätestens hier muß man einige Worte über den Künstler Rudolf Hausner sagen.

Hausner gehört zu jener Künstlergruppe, die als „Wiener Schule des phantastischen Realismus“ bezeichnet wird.

Seit ihren Anfängen tritt ja gerade das Element des Phantastischen in der Kunst Österreichs vor (nicht zufällig sind eingangs der Ausstellung – sozusagen als stimmliche Einführung – solche Skizzen zu sehen, z. B. von Klimt). Diese Traditionslinie setzen nun die phantastischen Realisten auf ihre Weise fort. Hieronymus Bosch „Jüngstes Gericht“ zählt zu einem der Ausgangspunkte der Wiener Schule.

Daneben sind in der Formsprache Hausners Anregungen aus dem Surrealismus (sehr stark René Magritte), Kubismus, Kon-

Man darf das Grauen des Krieges niemals vergessen

Premiere 1982/83 im Filmzyklus mit „Hiroshima mon amour“

Mit Alain Resnais' Film „Hiroshima mon amour“ begann am 14. Oktober der Filmzyklus 1982/83 an der KMU. Der 1956 entstandene Film nahm Stellung zu der bewegenden Frage der Zeit – zur Bedrohung der Menschheit durch die Atombombe – eine Problematik, die durch die Jahre nichts an Aktualität verloren hat.

Es ist eine außergewöhnliche Geschichte, die Resnais (geb. 1922) in seinem Streifen aufgreift: Die Liebesnacht einer Schauspielerin mit einem Japaner bildet den Hintergrund für Erinnerungen

und Reflexionen zweier Menschen über Vergangenheit und Zukunft. Resnais fand dabei eine Form, die es ihm ermöglichte, der staatlichen Zensur zum Trotz, seinen Kommentar zum Problem Krieg und Frieden zu geben. Er entwickelte eine filmische Erzählweise, die imstande ist, dem Zuschauer feinste seelische Regungen und moralische Verhaltensweisen der Personen zu erschließen. Der Film mündet in die Erkenntnis: Man darf das Grauen von Hiroshima, das Grauen des Krieges nicht vergessen.